

abgebaut werden. Und die erste Grenze, die unbedingt fallen muß, ist die, die die beiden deutschen Staaten heute voneinander scheidet.

* * *

Der Wiener Kongreß der internationalen Rechtsorganisation hat fast einstimmig eine Verbesserung des Schutzverfahrens für die nationalen Minderheiten beschlossen. Er hat grundsätzlich drei Erfordernisse aufgestellt: das der Öffentlichkeit, das

der Parteienanhörung und das der Einholung eines Gutachtens der Cour permanente im Haag. Auch hat der Kongreß sein zur Prüfung des Minderheitenproblems eingesetztes Komitee in Permanenz erklärt und ihm den Auftrag zur Ausgestaltung des formellen und des materiellen Minderheitenrechtes erteilt. Das Komitee hat dadurch die Befugnis erhalten, dafür zu sorgen, daß das nicht ausreichende Schutzverfahren verbessert, ein selbständiges Klagerecht der Minderheiten begründet und die in den Minoritätenschutzverträgen enthaltenen Ansätze eines materiellen Rechtes ausgebaut werden.

Neuropäische Minderheitenpolitik

Von Regierungspräsident a. D. Junghann, Berlin.

Es scheint wirklich so, als sollte der Minderheitenkongreß, der im letzten Oktober in Genf tagte und die bevollmächtigten Delegierten fast aller europäischen Minderheiten vereinigte, der Grundstein einer neuen europäischen Minderheitenpolitik werden. Auf jenem Kongreß haben bekanntlich die Vertreter von etwa 30 Minderheitengruppen aus 12 verschiedenen europäischen Staaten fast einstimmig Beschlüsse gefaßt, von denen die beiden wichtigsten im vollen Wortlaut wiedergegeben zu werden verdienen:

1. Die national-kulturelle Freiheit ist ebenso ein geistiges Gut der Kulturwelt wie die religiöse Freiheit. Dieser Grundsatz soll als ein ethisches Prinzip für die Völkerbeziehungen anerkannt werden und soll seinen wirksamen Ausdruck und seine tatsächliche Geltung in positiven Rechtsnormen und gesetzlichen Maßnahmen finden. Dementsprechend soll jeder Staat, in dessen Grenzen auch andere nationale Volksgruppen leben, gehalten sein, diesen als Gemeinschaften die

freie kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung und ihren Angehörigen den freien und unverkürzten Genuß aller ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu gewährleisten. Die Anerkennung und praktische Durchführung dieser Prinzipien schaffen die Voraussetzung für eine Verständigung der Völker und damit für den Frieden Europas.

2. In den Staaten Europas, in deren Grenzen auch andere nationale Volksgruppen leben, soll jede nationale Volksgruppe berechtigt sein, in eigenen öffentlich-rechtlichen Körperschaften, die je nach den besonderen Verhältnissen territorial oder personell zu organisieren sind, ihr Volkstum zu pflegen und zu entwickeln. In diesem Recht der Selbstverwaltung erblicken die Delegierten einen Weg, um in den bezeichneten Gruppen die loyale Zusammenarbeit aller, der Minderheiten und Mehrheiten, reibungslos zu gestalten und auch die Beziehungen der Völker Europas untereinander zu bessern.

Stelzhamer

Von Hermann Bahr, München.



Franz Stelzhamer

Grillparzer ist schließlich doch, dank Josef Raimz vor allem, dem deutschen Theater aufgedrungen worden, wenn auch gerade seine beiden höchsten Werke, „Bruderzwist“ und „Libussa“, noch immer im ständigen Repertoire fehlen. Stifter, jahrelang als Erzähler für die reifere Jugend registriert, hatte dann das Glück, daß Nietzsche den „Nachsommer“ las, aber es war noch immer ein jetzt freilich reich belohntes Wagnis, als sich der Insel-Verlag gar auch einer neuen Ausgabe des verschollenen „Witiko“ erkühnte. Es wäre jetzt Zeit, daß wir uns endlich auch auf den dritten großen österreichischen Dichter besinnen: auf Stelzhamer.

Wir unterschätzen die Mundart. Es gehört zu den deutschen Eigenheiten, voll nur denjenigen Dichter gelten zu lassen, der „hochdeutsch“ schreibt, in einer Sprache also, die kein Deutscher spricht. Um die größten Dichter Frankreichs befragt, wird kein Franzose Mistral zu nennen vergessen, diesen Stolz der Provence, der sich selber einen umble *escouan dou grand Oméro* hieß; mit Recht; mit demselben Recht, wie Stelzhamer, der Franz von Piesenham, sich einen demütigen Lehrling Homers hätte heißen können. Sein Meisterstück, „D'Alml“, hat an epischer Höhe nur zwei Vorgänger in der neueren deutschen Literatur: Bödens „Luisa“ und Goethes „Hermann und Dorothea“; der Preis deutscher Homeriden scheint damit einstweilen geschlossen. Wir Desterreicher

Die Minderheiten Europas haben damit den Willen bekundet, zur friedlichen Lösung des Minderheitsproblems, zur Festigung des Bandes der Schicksalsgemeinschaft der europäischen Staaten nach ihren Kräften beizutragen. Sie wollen loyale Bürger ihrer Staaten sein, wünschen aber, daß ihr nationales Gefühl, das Bewußtsein ihrer kulturellen Zusammengehörigkeit mit den anderen Volksgruppen ihrer Nation von den Majoritätsstaaten respektiert wird; sie fordern, daß diese Staaten ihnen volle kulturelle Freiheit einräumen. Die Erfüllung dieses Programms würde bedeuten, daß alle Staaten ihr Desinteressement hinsichtlich des Nationalbewußtseins und des kulturellen Lebens ihrer Staatsangehörigen erklären; ein Zustand etwa, wie er in den Religionskriegen für die Freiheit des religiösen Bekenntnisses erkämpft worden ist.

Ob dieses Ziel einst in Europa erreicht werden wird, steht heute noch dahin. Starke Gewalten sind dabei zu überwinden: vor allem das Souveränitätsbedürfnis der einzelnen europäischen Staaten. Die **Voll**souveränität der Einzelstaaten ist allerdings schon heute nicht mehr intakt; sie ist eigentlich nur noch eine Fiktion, da sie durch zahlreiche völkerrechtliche Bedingungen bereits durchlöchert ist. Aber gerade hinsichtlich der Minderheitenpolitik sind die meisten Staaten heute noch von einem besonders starken Souveränitätswahn befangen. Diejenigen Staaten, denen in den Friedensverträgen Minderheitenschutzverträge auferlegt sind, sehen neidisch zu den anderen hinüber, die von solchen Verträgen frei sind und ihrem „sacro egoismo“ gegenüber ihren Minderheiten freien Lauf lassen können.

Und doch — fast überall hat heute staatlicher Imperialismus und Souveränitätsdrang mit einer Gegenströmung zu kämpfen. Es ist das die Auswirkung jener sittlichen Kräfte, welche auf dem Genfer Kongreß einen

so bedeutungsvollen Vorstoß unternommen haben. In fast allen Parlamenten werden die Ideen des Genfer Kongresses mehr oder weniger von Parteien vertreten, deren Bedeutung von Jahr zu Jahr zunimmt. Auch treten immer häufiger Staatsmänner hervor, die zur Verständigung blasen. Fast am weitesten ist dieser Prozeß heute im kleinen Estland vorgeschritten. Lettland ist auf dem gleichen Wege. Deutschland und Dänemark sind im erfreulichen Anmarsch zu einer völligen Verständigung. Aber auch in Oesterreich, in der Tschechoslowakei, in Rumänien und Jugoslawien regt es sich, wie die Entwicklung der Parteien und der Wahlergebnisse in diesen Ländern lehrt. Auch die Franzosen werden bald in Elsaß-Lothringen umsteuern müssen. Am hoffnungslosesten sieht es noch in Italien und Polen aus — während Sowjetrußland das Minderheitsproblem restlos gelöst hat, wie u. a. die deutsche Wolgarepublik beweist.

Auf dem Minderheitenkongreß in Genf sind nicht nur platonische Wünsche geäußert worden. Man hat sich auch über die praktischen Methoden ausgesprochen, deren sich die Minderheiten bei Verfolgung ihrer Ziele bedienen sollen. In dieser Hinsicht verdient ein Passus aus der glänzenden Eröffnungsrede des Vertreters des Deutschen Lettlands, des Abgeordneten Dr. Schiemann, hervorgehoben zu werden: „Nunmehr werden alle Minderheiten in den einzelnen Ländern, die anderswo ein Mehrheitsvolk als Muttervolk besitzen, immer wieder dahin arbeiten müssen, daß der Kampf irgendeiner Minderheit um die kulturelle Autonomie nicht mehr mit einem Mangel an Loyalität verwechselt werden kann. Eine Minderheit muß für die andere beim eigenen Muttervolke eintreten!“ Der rauschende Beifall, der diesen Worten im vorigen Oktober in Genf folgte, zeigte an, daß der Redner einen Kernpunkt berührt hatte.

Der erste praktische Erfolg dieser Mahnung kann

aber haben, nicht ohne Grund, ein gewisses Mißtrauen gegen Dichter in der Mundart, weil ihnen meistens bei frischer Empfindung die strenge Zucht, weil es ihrer glücklichen Natur oft genug an Kunst fehlt: sie begnügen sich mit dem Rohstoff zu Gedichten und hören eben dort auf, wo doch das Dichten eigentlich erst anfängt: bei der Verdichtung des trüb wogenden Einfalls in feste klare Gestalt. Doch Stelzhamer war ein höchst seltener Glücksfall, Volksdichter und Kunstdichter zugleich, ja ein wahrer Künstler des Volksliedes, ganz wie jener unbekanntes Sängers doch auch, der der „Atlas“ und der „Odyssee“ die Form gab, in der die alten Heldenlieder dann unsterblich wurden. Auch kannte Stelzhamer die Mundart und hielt sie rein, während durch den törichtesten Ehrgeiz unseres mittleren Bürgertums, ein vermeintliches Hochdeutsch zu sprechen, allmählich auch die Mundart schließlich verschmiert worden ist. Castell, Baumann in seinem einst so berühmten „Versprechen hinterm Herd“, Capillari gar und wie diese Salontiroler der Mundart alle heißen, gefallen sich in einem Nauderwelsch, das im Grunde hochdeutsch gedacht und nur dann mit allerhand auffälligen Kraftworten aus unseren sämtlichen Mundarten obenhin grell betupft worden ist. Auch die Wehrpflicht ist an der Verklünderung der Mundart mitschuldig: der Jünnvierter Rekrut kam zu den Dragonern in Welz und hörte da von seinem Corporal einen Jargon, den dieser den Herren Offizieren abgeläufigt hatte, die sich ein volkstümliches Air zu geben meinten durch Grabsenftakern, Volksjängern und

Wäschermädeln entlehnte Redensarten, durch eine höchst pittoreske, doch alles Sprachgefühl betäubende Mischung von Dialekt mit Argot.

Stelzhamer war Bauernkind. Zum Geistlichen bestimmt, kam er nach Salzburg ins Gymnasium, studierte in Graz, war eine Zeit, wie die besseren Oesterreicher damals alle, Hofmeister, wollte Maler werden, ging als externer Theolog nach Linz, brante dann aber durch und trieb sich als Schauspieler an allerhand bayerischen Schminieren herum. Er hatte, wenn er später wieder in Wien in der Plantengasse im silbernen Kaffeehaus mit Grillparzer, der übrigens ja auch aus Oesterreich stammte, Bauernfeld und Lenau zusammen saß, durchaus nicht das Gefühl, ein Bauer zu sein; er war durchaus ihresgleichen. Er dichtete damals auch hochdeutsch, und diese formstrengen Gedichte erschienen bei Cotta, was zu jener Zeit an sich schon ein Erfolg, wodurch allein ein Autor schon öffentlich legitimiert war. Er wurde also durchaus nicht Volksdichter laute de mieux. Wie sein großer Vorgänger: der Lambacher Benediktiner Maurus Lindemayr, der abwechselnd in der Mundart, aber seine Lustspiele hochdeutsch schrieb, ist auch Stelzhamer sowohl in der Mundart wie hochdeutsch durchaus Kunstdichter, und wenn er die Mundart vorzieht, so schiebt das auch wieder eben aus Kunstgefühl, gerade, weil die Mundart durch ihren Farbenreiz und ihre Klangfülle Wirkungen von einer unmittelbaren Gegenwart erreicht, die dem hochdeutschen Dichter nur in seinen besten Augenblicken zuweilen glücken. Fast jedes

heute bereits verzeichnet werden: Am 16. Januar 1926 hat sich zum ersten Mal eine völkische Minderheit eines Staates offiziell an die Regierung eines anderen Landes gleicher Nationalität mit dem Antrage gewendet, der dortigen nationalen Minderheit, deren Volksgenossen der herrschenden Mehrheitsnation des Staates der Antragsteller angehören, die volle kulturelle Autonomie einzuräumen. Nachdem schon in Genf während des Kongresses ein Zusammenarbeiten und eine gegenseitige Hilfsstellung von den Minderheitenvertretern Südslawiens, Oesterreichs und Italiens vereinbart worden war, hat nunmehr die deutsche Minderheit in Slowenien, die von dem bekannten Minderheitenpolitiker Dr. Camillo Morocutti geführt wird, getreu der übernommenen Verpflichtung eine Eingabe an die Kärntner Landesregierung in Klagenfurt gerichtet, in der das Ersuchen ausgesprochen wird, der slowenischen Minderheit in Kärnten die volle kulturelle Selbstverwaltung zu gewähren. Tatsächlich hat auch die Kärntner Landesregierung auf Antrag aller drei deutschen Parteien des Landtages bereits zwei Ausschüsse zur Prüfung der Be-

schwerden der slowenischen Minderheit, besonders auf dem Gebiete des Schulwesens, eingesetzt. Man hofft für die nächste Zeit auf konkrete Ergebnisse dieser Aktion. Eine weitere Frage ist, ob und welche Rückwirkungen auf die Minderheitenpolitik der jugoslawischen Regierung in Belgrad zu verzeichnen sein werden. Hier wird man wohl mehr Geduld haben müssen.

Zimmerhin handelt es sich hier um ein sehr erfreuliches Ereignis, das zur Nachahmung anregen und eine Entwicklung fördern wird, die schließlich zur Harmonie zwischen den zwei Kategorien europäischer Einheiten, den politischen Staaten und Nationen, führt. Einen anderen Weg dahin gibt es nicht.

Und die Irredenta? — Nur in einem friedlichen, entspannten Europa kann sich der Artikel 10 der Völkerbundsatzung, der unter gewissen Voraussetzungen Grenzveränderungen vorsieht, wirklich auswirken. Eine Irredentapolitik aber, die auf gewaltsame Lösungen hofft, kann, wie die Dinge heute nun einmal in Europa liegen, auf die Bezeichnung „Realpolitik“ kaum noch Anspruch erheben.

Die Lage der Minderheiten in Kärnten und in Slowenien*)

Von Dr. Viktor Miltschinsky, Wien.

In den letzten Monaten hat sich die Öffentlichkeit in steigendem Maße mit der berüchtigten Laibacher Charinthyacus-Broschüre beschäftigt, einer Schmähchrift ohne Beispiel, die dadurch die Aufmerksamkeit von der unerhörten Vergewaltigung der Deutschen in Jugoslawien abzulenken versucht, daß sie über Oesterreich herfällt und

*) „Die Lage der Minderheiten in Kärnten und in Slowenien“, von Dr. Martin Witte und Oskar Lobmeyer, Klagenfurt 1926, Verlag: Buchhandlung Artur Kollitsch, S. 250.

es — unter Anhäufung einer schier unglaublichen Menge der unerschämtesten Lügen — beschuldigt, daß es die Slowenen in Kärnten förmlich ausrotte. Unter falscher Flagge — das „Institut für Minderheitenschutz“, das als Herausgeber zeichnete, ist in Wirklichkeit die Laibacher Imperialistenzentrale, die es noch immer auf die gewaltsame Annexion Kärntens abgesehen hat — ist diese Schrift in fremdsprachigen Uebersetzungen in aller Welt verbreitet worden.

Vor kurzem ist nun unter dem oben genannten Titel die dringend notwendig gewesene Kärntner Gegenschrift

Gedicht Stelzhamers hat Stellen, an denen wahre Sprachwunder geschehen, das Ohr beseligend mit Urklängen des deutschen Wesens, wie vielleicht sonst eigentlich doch nur bei Goethe zuweilen, im „Fischer“, im „Erkönig“, im „Baria“ etwa; nur Goethe'n glückt es zuweilen auch, daß das Wort selber aus eigener Kraft sich dann auch noch gleich in Musik setzt. Stelzhamer will mit den Ohren gelesen sein, man höre doch:

Um an Bam burn d' Kesá,
Gat 'n wunálg'n Kláng;
In dá Raos' mochán d' Frös'ch
Zehná jägeláds G'fang.

Oder die Landschaft in dem Gedicht „Insa Bögn“:

Schwári Korn, scheni Gersten,
An Waty wuhlbraun —
Ganzi Lander und Gwandten
Is a Lust zum Anschau'n.

A Klainsweng duri d' Bám
Guggan d' Derfl herfür,
Wie mei Schaz in da Kirá
Oft heguckt zu mir.

Dort und dá steht an Michán
Schen schodi und brait,
Intá dö sö dá Schnidá
Zin Undánbroad lait.

D' Schildingá Kirá,
Wost taufst wirjt und glait,
Schaut di stikrear an,
Wie rá Mensch, der di g'rait.

Und waizt, wos f' di frait?
As frait um dán Glaubn,
Den dá niz af dá Welt
Soll voklienán und raubn.

s' Kirerl in Prámát,
Das lát da vrs'ódát;
Is nót sehen, wann si d' Dirn
Ueba d' Bäuring áfródt.

Und so gwürflád rundum
Und so sehen is dö Bögn,
Az wanns just insá Herrgott
Hád hinbrai't und 'fögnt.

Wi ra Bildl! lats da —
s' zeidó Drait is já Gold,
Und dá Himmel já Sturz
Und já Rahm is dá Wold!

Ein gebildeter Norddeutscher, dem man diese Verse vorliest, wird freilich, wenn man ihn dann um ihre Sprache befragt, nach ihrer Klangfülle noch am ehesten auf das Italienisch des dolce stil nuovo, das Italienisch Guido Guinicellis oder Lavalcantis raten; so tief rauscht die Mundart des Innviertlers auf, es fehlt ihr nur meistens der rechte Mund.

erschienen. In rein sachlicher Weise widerlegen Dr. Wutte und Vizepräsident Lobmeyr an der Hand des ihnen zur Verfügung stehenden Aktenmaterials Punkt für Punkt die ungeheuerlichen Lügen des Charinthiacus, sie tun aber auch noch ein übriges: nach jedem Abschnitt stellen sie den Verhältnissen in Kärnten die Zustände in Slowenien gegenüber. Da werden denn die Laibacher „Ankläger“ ganz von selbst sehr bald zu Angeklagten, ja noch mehr: zu Schuldigen. Denn was gegen sie vorgebracht wird, ist unwiderleglich, sind Tatsachen, gegen deren Beweisraft es kein Mittel mehr gibt.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen.

Schutz für die Staatenlosen in Mitteleuropa

Von Dr. Wilhelm Medinger, Mitglied des Senats, Prag.

Die Verteilung eines einheitlichen Rechts- und Wirtschaftsgebietes, wie es die österreichisch-ungarische Monarchie war, mußte ungeheuer schwierige und verwickelte Probleme zur Folge haben. Ich will heute auf eines dieser Probleme hinweisen, nämlich auf die Regelung der Staatsangehörigkeit der Bewohner der ehemaligen, nunmehr auf sieben Staaten verteilten Großmacht. Sowohl die beiden Friedensverträge von St. Germain und Trianon als auch die Spezialverträge, die die Großmächte mit Polen, der Tschechoslowakei, Südslawien und Rumänien abgeschlossen haben, enthalten eine Menge von Bestimmungen, die alle einschlägigen Rechtsfragen restlos entscheiden sollten. Leider ist dies nicht gelungen! Heute leben in Mitteleuropa Tausende von Menschen, die früher Oesterreicher oder Ungarn waren und trotz ihrer Bemühungen von keinem der Nachfolgestaaten als ihre Bürger anerkannt werden.

Einer der Hauptgründe des Übels liegt darin, daß die Staatsangehörigen der alten Monarchie nicht nach den in Gebietsabtretungsverträgen gewöhnlich ausgestellten Grundsätzen des Domizils oder des Geburtsortes eingeteilt wurden, sondern nach dem Grundsatz des sogenannten „Heimatrechts“. Darunter versteht man jenes persönliche Recht, aus dem der Anspruch auf ungestörten Aufenthalt in einer Gemeinde und auf die

von der Gemeinde im Verarmungsfall zu gewährende Versorgung fließt. Die Regierungen behüten jetzt die Lücken, Mängel, Unklarheiten und Widersprüche in den Verträgen, um sich zahlloser Angehöriger der nationalen Minderheiten dadurch zu entledigen, daß sie ihnen die Staatszugehörigkeit verweigern. Die Betroffenen müssen noch froh sein, wenn man sie überhaupt in ihrem Wohnort läßt, aber auch dann haben sie nur Pflichten, keine Rechte.

Am härtesten verfährt auf diesem Gebiet der italienische Faschismus, begünstigt durch Sonderbestimmungen, die sich Italien im Frieden von St. Germain zu verschaffen wußte. So werden z. B. alle Offiziere der österreichisch-ungarischen Marine, die naturgemäß in den österreichischen Küstenstädten ihr Heimatrecht hatten, nicht als italienische Bürger anerkannt. Ein ähnliches Schicksal trifft die Familien von österreichischen Beamten, die vielfach seit Jahrzehnten und noch länger im deutschen, italien abgetretenen Teile Tirols wohnen, sie haben alle ihre Pension verloren.

Die deutsche Völkerbundliga in der Tschechoslowakei hat zur Abstellung dieser Mißstände Anträge der Union der Völkerbundliga unterbreitet. Bisher scheiterten alle Vorschläge an der Ueberspannung des Souveränitätsbegriffes gewisser Staaten Osteuropas und des italia-

nischen Faschismus, begünstigt durch Sonderbestimmungen, die sich Italien im Frieden von St. Germain zu verschaffen wußte. So werden z. B. alle Offiziere der österreichisch-ungarischen Marine, die naturgemäß in den österreichischen Küstenstädten ihr Heimatrecht hatten, nicht als italienische Bürger anerkannt. Ein ähnliches Schicksal trifft die Familien von österreichischen Beamten, die vielfach seit Jahrzehnten und noch länger im deutschen, Italien abgetretenen Teile Tirols wohnen, sie haben alle ihre Pension verloren.

Die deutsche Völkerbundliga in der Tschechoslowakei hat zur Abstellung dieser Mißstände Anträge der Union der Völkerbundliga unterbreitet. Bisher scheiterten alle Vorschläge an der Ueberspannung des Souveränitätsbegriffes gewisser Staaten Osteuropas und des italia-

Aber diesem so seltenen Feingehör für den tiefsten Sinn und den innigsten Wunsch eines jeden Wortes war in Stelzhamer nun noch der klare Blick eines gebornen Augenmenschen beigegeben, den reines Sehen andächtig beglückt. Wenn ihm, wie er selber erzählt, „Lesen und Wortspionieren“ von klein auf seine Passion war, so ist er zugleich auch noch mit der bildenden Kraft gesegnet worden, der alles, was sie berührt, unwillkürlich zur Gestalt wird. Wenn aber in einen Musikanten nun auch noch ein Seher fährt, ergibt's das unter Deutschen Allerfeltesten: den Epiker. Die deutsche Dichtung ist nach Goethe nur noch mit zwei vollendeten Epen beschenkt worden: Stifters „Witiko“ und Stelzhamers „D'Ahnl“. Ja, man darf getrost sagen, daß Stelzhamers Epos, wenn es an unmittelbar vergegenwärtigender Kraft hinter Hofmans „Luise“ und Goethes „Hermann und Dorothea“ nicht zurücksteht, zugleich beide noch künstlerisch überholt durch ein dem echten Epos unentbehrliches Element, das in der Enge jener kleinbürgerlichen Idyllen allerdings unmögliche Element des Heroischen: in der „Ahnl“ wird mit einem Furor gerauft, dem Achill selber seine neidisch freudige Bewunderung nicht versagen könnte, wie wir uns ja schon gleich am Eingang der Dichtung, sobald die Titelheldin erscheint,

D' Bäuring dö olde, d' Ahnl, a Wei, wießt ella nôt antwoißt:

Resch von Antritt und Mäul und graoß und groppat von Gliedmaß,

Z' Trug an Mannaleut stark, abá z' Angsicht! Buemá wanns Wüßsein

Sündt is, ast kimmt d' „Sauseph“ und „Ahnfrau“ wol schwerli in Himmel —

durch Maß und Gewicht des Ausdrucks in die Nähe des Mythischen entrückt fühlen, bloß durch die stille Macht der großen Form allein. Eine ganz in sich ruhende, noch durchaus unerhöchliche Welt nimmt uns auf, der Schlag einer ehernen Notwendigkeit bezwingt uns und aus dem vertrauten Antlitz der lieben Heimat blickt uns das Auge der Ewigkeit an. Ich weiß in der Weltliteratur des neunzehnten Jahrhunderts kein anderes Werk, das, so gar nicht antikisierend, in jedem Atemzug so durchaus antik wirkt. Wenn irgendein Werk der Epigonen, darf „D'Ahnl“ verlangen, für klassisch zu gelten. Aber auch im kleinsten fröhlichen Lied wirkt Stelzhamer klassisch: überall spüren wir das Geheimnis der großen Form durch, jeder Vers steht in der Hut der hohen ewigen Mächte, den Takt schlagen Glaube, Gesetz und Sitte der Ahnen dazu.

Mit der Sorglosigkeit des Genies hat Stelzhamer seine Dichtungen ausgestreut; erst in der letzten Woche vor seinem Tode fiel ihm ein, eine Gesamtausgabe zu planen. Acht Jahre später erschien (bei Hartleben in Wien) von Hofegger eingeleitet, eine „Auswahl“ in vier Bänden mit einem vortrefflichen, bewundernswert sorgsamem, gar heute, wo die Mundart im Erlöschen ist, unendlich wichtigen, von Anton Matosch mit Hilfe Hans Bölls verfaßten Prolog, einer höchst will-



Deutsche Dichtung Oesterreichs

Gedichte von Franz Stelzhamer

Ans Junviertlá Volk.

In án herzlieben Lándl
Waiß i herzliebe Leut,
Und den'n mecht i was antain,
Was i' rechtfinnit freut.

Mein Badá, mein Mueder
Und ollalái Freund,
Dö ham ghaust dort und hausen
Nu viel bis auf beunt.

Mir rödn döjell Sprach,
I wie sö, sö wie ri,
Und, natürli! voftehn ins,
• I sö und sö mi.

Und olls had má Guets tau
Und olls had mi gern,
Und drum mecht i iehn á
Gern a Bildl vorehrn.

Awá, mein Gott! i han nix
I bin nix, i kann nix —
Müet ná sein, daß 's enk gfüllt,
Wann ains — singt und vozöhlt!

I wunsch, daß 's enk gfiel,
Gfüllts enk nöt, aft is 's schad;
D o, á S p i ß b u e, seit's Sprichwort,
Gibt mehr, als a had!

A Weil daruach.

Nah dá Mueder ihrn Higang,
Den andern Tag dráf,
Had's már umádum zuegschrien:
Láf furt, Franz, láf, láf!

Kain Nagl in dá Wendt
Is nu frei gwön und lár,
Azwan d' Muedá zun Nachbaum
In Haingarten wár.

Und olls, ázwies glögn
Is und gstanden in Haus,
Han i uvoruact lossen,
Bi furt und habaus! ¹⁾ —

Justáment had dá Frueling
Sein Anmelbung gmacht,
Habnt schau d' Análing gungá
Und d' Blüeböken²⁾ gtracht.

Gor úbáraus schein
Had sö Feltgs dázaigt,
Da had sö mein Kopf ghöbt,
Dá niedág'naigt!

Zwair Augn ham sö ggeschlossen —
Zwai freundliche Stern!
Und viel tausend gehnt áf —
Lob und Dank sei 'n Herrn!

Lob und Dank sei 'n Herrn!
Dáß ás so had eing'richt't,
Wie rá d' Muedá haimruest,
Dáß dá Frueling anbricht.

Denn zwai hánd má gwiß:
A naß's Augn z'waigt³⁾ má 's Herz,
Und a singáda Vogel
Vosingt má mán Schmerz!

Den ganzen liebn Mai
Bin i umg'raist in Land,
Und natürli! han gsegn viel
Und ghort olláhand.

Awer endli, wii haim bi,
Leut! da han i gschaut,
I had liebá mán Augnan,
Den gueten, nöt traut.

Dá Taod in olln Ostolten
Es gstanden vo mir,
Wann i hunert Jahr olt wur,
Vogáß i das nie!

Zwai Mauselr, dö d' Muedá
Vostohlná had g'nihrt,
Hánd mittn in dá Stum
G'lögn — vo Weillang frepiert.

D' Floigerl, dö muntern,
Dös Tail habnt sö tránkt,
Und dös Tail aus Vozweiflung
In Spinnng'wittát⁴⁾ ghenkt.

Sogo d' Luft, had mi zimmit,⁵⁾
Had kain'n Amáthfá⁶⁾ mehr,
Weil i' mi gor a so gfangá had
Um an Hols her.

Awer i bi voll Freuden
Gwön, mi had nix gschróckt,
I han má dö Wirtschaft
Ganz anders ausglógt:

„Müederl, liebs Müederl!“
Hai aufgeschrien, „iezt schau,
Bist in Lóbn á grings Leut
Gwön, in Taod wirst á Frau!“

A dámische Frau,
Zwie rá Piniging wirst;
Drum had olls, wos dá dient
Had, mittsteribn d'müekt!

I bin das ainzi,
Das löbt, und zwögn was?
Af dáß i dein' Herlkeit
Rundbar wern laß!“

G'fangel.

Sie had wohl nix gsaht
Und sie had wohl nix g'ródt;
Awá zwida, das kenn i,
Zwida bin i iehr nöt.

¹⁾ dahin, ohne umzusehen, davongeeilt.

²⁾ Blütenknospen. — ³⁾ zerweicht. — ⁴⁾ Spinnengewebe.

⁵⁾ hat mir geschienen. — ⁶⁾ Atemzug.

Han mein Böbtá nie g'wart't,
Bis más aine had g'sagt,
Und á, wann s' mi nót mögn had,
Nót viel barnah g'ragt.

Was brauch't's denn das Ködn,
I vos'teh mi auf d' Augn,
Wo má für ánand passen
Und für ánand taugn.

's Haimatg'sang.

Haimátland, Haimátland!
Han di so gern,
Wie rá Rinderl sein Muedár,
A Húnderl sein'n Herrn.

Duris Tal bin i g'láffen,
Afn Hóchel bin i g'lógn,
Und dein Sunn had mi trickert,
Wann mi g'nóht had dein Rógn.

Dein Siß is nót z' grimmi,
Dót z' graoß is dein Frost,
Unsá Traubben haíßt: Popsen,
Unsán Wein nem't má: Most.

Und zum Bier und zum Most
Schmöck't a kräftige Kost,
Und dö wachst olli Jahr,
Mit da Raot had's kain G'fahr!

Deine Bám, deine Staudná
Sánd graoß worn mit mir,
Und só blüehn s'hen und tragn,
Und sagn: mach's ázwie mir!

Án schenern macht 's Bächerl,
Láßt ollweil tala,
Áwá 's Herzerl, wos auárinnt,
's Herzerl láßt's dá.

Und i und dö Bachquell
Sán Wádern und Máihm:
Treibt's mi wodáwóll hi,
Dó Gódnáka zaign haim.

Dá haim is dá haim,
Wannst nót furt mueßt, so bleib;
Denn d' Haimát is ehntá
Dá zweit' Muedáleib.

Der Franzl

Von Hermann Bahr.*)

(Aus dem dritten „Bilde“ des Volksstücks. — Der Schauplay ist der Salon des Hofrats Schladung in Linz a. Donau zu Anfang der fünfziger Jahre. Der fünfzigjährige Stelzhamer wird dem Fürsten (Statthalter in Oberösterreich) vorgestellt. (Eink. Archivartstelle soll besetzt werden.)

Hofrätin

(sieht Stelzhamer durch die Vorgnette, sich halb zu ihm wendend, hochmütig an, kurz mit dem Kopfe nickend) Ja! — Wir wollen hoffen, mein bester Herr Stelzhamer, daß der Fürst — (Es läutet; sie wendet sich eilig nach der Türe) Da ist er schon! (Gilt an die Türe, öffnet diese, wendet sich in der Türe noch einmal um und sagt, indem sie mit der flachen Hand zeigt, daß man rechts und links von der Türe einen Raum lassen soll) Bitte, bitte! (Sie tritt in den Gang und verschwindet einen Moment, während die Türe offen bleibt.)

Stelzhamer

(hat der Hofrätin nachgesehen und schüttelt leise lächelnd den Kopf).

Hanner

(leise zu Stelzhamer) Ich bitt' Dich, nimm Dich in Acht!

Fr. v. Semsch

(steht rechts vor dem zweiten Fenster und macht beim Eintritt des Fürsten eine tiefe, ceremoniöse Verbeugung).

Der Fürst

(sehr langer, sehr dünner, sehr eleganter alter Herr; ganz wenige, kurze, graue Haare, die an den Schläfen

in spitzen Borsten wegstehen; große, schwer bewegliche Augen, die etwas Starres haben; wenn er mit jemandem spricht, pflegt er neben ihn in die Luft zu blicken; sehr starke Ablernase; das sorgfältig rasierte Gesicht hat einen grauen Schimmer; mit der Eleganz der zwanziger Jahre gekleidet; laise, etwas müde Stimme; in den förmlich klappernden Bewegungen etwas von einer Marionette; gesucht lebenswürdig, aber sehr steif; erscheint auf der Schwelle, zur Hofrätin zurücksparend, die ihm folgt). Als eine kleine Huldigung eines alten Verehrers! (Tritt ein und bleibt stehen.)

Hofrätin

(erscheint hinter dem Fürsten, mit zwei Rosen in der Hand, die sie an die Nase drückt). Durchlaucht!

Der Fürst

(mit zwei Fingern der rechten Hand dem Hofrate zuwinkend). Gut'n Abend! (Den Major erblickend.) Oh, der Major! (Winkt dem Major mit zwei Fingern zu; blickt auf Frau v. Semsch.) Ah, gute Semsch! (Tritt zu Frau v. Semsch, nimmt ihre Hand und küßt sie leicht. Zur Hofrätin) Wo, liebe Hofrätin! Wo hab'n w'r denn unsern Mann? Wo is er denn?

Hofrätin

(auf Stelzhamer zeigend): Wenn Durchlaucht vielleicht geruhen wollten — (Sie folgt dem Fürsten einen Schritt hinter ihm.)

Der Fürst

(kommt langsam zu Stelzhamer vor, während er neben ihn in die Luft schaut): Aha! das is ja sehr interessant! Sehr interessant! (Vor Stelzhamer stehen bleibend, lebenswürdig lächelnd, aber ohne ihn anzusehen): Also wir haben diese, diese — famosn Gedichte gemacht? Bravo, bravo! Sehr interessant! Hat mich sehr gefreut! — Und da möcht'n w'r halt gern in die Stadt kommen? Weg'n Unregung? Habe schon gehört! Sehr anerkennenswert!

Stelzhamer

(einfach): Wenn ich die Stell' verdien', Durchlaucht, möcht' ich allerdings bitt'n —

Der Fürst

Habe schon gehört! Wird in Erwägung gezogen! (Sich

*) Aus dem Volksstück „Der Franzl — fünf Bilder eines guten Mannes“ von Hermann Bahr. Wiener Verlag 1901. — Das Schicksal Franz Stelzhamers, des großen Volksdichters Oberösterreichs: der Nachwelt über d's „Lauds“ Grenzen hinaus unbekannt zu bleiben, hat auch diese Stelzhamer-Dichtung seines Landsmannes, des mit seinen satirischen Komödien die Bühne beherrschenden Hermann Bahr, getroffen. Und doch ist unter den dramatischen Werken Bahrs kaum ein anderes, das so tief in die Natur eindringe, wie dieses! In die Natur seines geliebten Stelzhamer, und in seine eigene. Absonderlich in der Form, umspannt das Schauspiel in seinen fünf Bildern das Leben Stelzhamers — von seinem 25. Lebensjahr an bis zum Tode des Zweihundsebzehnjährigen. Der junge Habenicht's, Tüchtigt und Waldvogel, der arme Heimkehrer im Mutterlän, der berühmte, von den weltlichen Machthabern hochmütig abgetane Dichter, der sechzigjährige Volkspatriarch mit verlebtem Herzen, der Weise und Getreue in letzten Lebensstunden — wandert durch das lebensvolle Buch.
Anmerkung der Redaktion.

halb zur Hofrätin wendend): No, liebe Hofrätin, Sie wiss'n doch, daß ich Ihren Tee — ausgezeichnete Tee! (Indem er auf der linken Seite um den Tisch geht und sich hinter dem Tisch auf den Stuhl in der Mitte setzt): Sehr interessant, der Mensch! Bitte, liebe Gensche! (Auf den Stuhl links von ihm zeigend; setzt sich.)

Stelzhamer und Thanner
(sehen sich am Tischchen links).

Der Fürst
(während er aus der Dose, die ihm die Hofrätin reicht, zwei Stücke Zucker nimmt): Sehr interessant! — Danke!

Stelzhamer
(mit Humor, leise zu Thanner): Raht'ntischerl! Wia zwoa schlimme Buam!

Thanner
Pst!

Der Fürst
(indem er von Zeit zu Zeit Tee trinkt): Es soll schon im vorigen Jahrhundert in Oberösterreich einen Mensch'n gegeb'n hab'n, der gedichtet hat. Wissen Sie das, lieber Hofrat? Ausgezeichnete Tee!

Hofrat
Ja, Durchlaucht! Maurus Lindemayr, der Benediktiner in Lambach war.

Der Fürst
Ja, so etwas! Habe neulich gehört! Bis zu einem gewissen Grade auch äußerst wünschenswert — das! Weil ja doch eben das Anseh'n des Landes — also sehr nützlich, wie gesagt! Sehr interessant! Man wünscht jetzt auch in Wien, es neulich ausdrücklich besprochen word'n — wünscht es jetzt! — Noch, noch, liebe Hofrätin! (Auf die leere Schale zeigend.) Ausgezeichnet! — Sag'n Sie: hat er eigentlich was geheiß'n, der — wie hab'n Sie gesagt? — Maurus —?

Hofrat
Maurus Lindemayr.

Der Fürst
Ja! Sind die Sach'n was wert?

Hofrat
Sie leb'n heute noch im Volk.

Der Fürst
Oh! populär! Das ist sehr interessant, sehr anerkennenswert! Hat er denn aber auch etwas — etwas Gediegenes gemacht? Oder auch bloß immer im Dialekt?

Hofrat
Meistens wol im Dialekt, Durchlaucht!

Der Fürst
Seh'n Sie! Das is es eben. Das Gediegene fehlt, weil eben leider meistens der — ideale Zug nicht da ist — is neulich in Wien besprochen word'n! Auch besprochen word'n!

Hofrätin
Eb'n desweg'n soll ja jetzt der Versuch gemacht werden, Talente heranzuziehen, um ihnen eine höhere Ausbildung zu geb'n.

Der Fürst
(wieder Tee trinkend): Vortrefflich, liebe Schladig, vortrefflich! Das is es!

Hofrätin
Hoffentlich werden wir damit keine schlimmen Erfahrungen mach'n. Ich denke, daß zum Beispiel Herr Stelzhamer gewiß —

Der Fürst
Ja? Glaub'n Sie? Bravo, bravo! Sehr anerkennenswert!

Hofrat
(eifrig): Der Herr Stelzhamer ist ja nicht zum ersten Mal in der Stadt. Er ist längere Zeit in Wien gewes'n und hat in den literarischen Kreisen Vorträge gehalten.

Der Fürst
Bravo, bravo!

Hofrat
Auch in München — voriges Jahr.

Hofrätin
Sogar bei Hofe. Seine Majestät der König von Bayern hat selbst einer Vorlesung von ihm beigewohnt.

Der Fürst
Oh!

Stelzhamer
(der bisher, die Teeschale in der Hand und von Zeit zu Zeit kostend, belustigt zugehört und manchmal ein Gesicht geschnitten hat; unterbrechend, indem er die Schale auf den Tisch stellt): Baron, Frau Hofrätin! Aber dös stimmt nicht ganz! Dös is nämlich ä merkwürdige G'schicht g'wes'n!

Der Fürst
Sehr interessant! Erzähl'n Sie!

Stelzhamer
(bei der Erinnerung vergnügt lachend): Ich hätt' nämlich allerdings beim König vorles'n soll'n, aber — es war schon alles bestimmt, wo und was, aber — da kommt an lezt'n Tag Daner zu mir, so a Läusl in oaner Uniform, und sagt mir, er wöcht' mi nur aufmerksam mach'n, i soll mi nöt wundern, wann der König aufsteht und sich hinter mich stellt beim Des'n, hinter mein' Sessel, und mir ins Büchl schaut; das is seine Gewohnheit, sonst macht's ihm toa Freud'! — Ah freilich, sag' i, sonst fahtl Thna niz? — Das köunt' i grad brauch'n! Na, na! — Sagt er: Aber der König will! — Sag i: Aber i mag nöt! A schöne Empfehlung von mir und i lass'n schön grüaß'n, aber dös giebt's bei mir nöt, dös paßt m'r nöt! — No, der hat a G'sicht gmacht, aus is 's g'wes'n! Ich hab' 'n aber tröst't — wiss'n S', hab' i g'sagt, die Sach' is die: König giebt's mehr auf der Welt, aber Franzl — Franzl giebt's halb nur oan! (Lacht vergnügt auf.) Da hat's g'schaut, dös kloant' Mandlerl in der Uniform!

Major
(rasch, breit, laut): Famos! (Da er das betretene Stillschweigen der anderen bemerkt, fährt er mit einem verlegenen Blick auf den Fürsten zusammen.)

Der Fürst
(pikiert, nach einem Moment betretenen Stillschweigens, scharf zum Major): Wie beliebt, Herr Major? — (Pause; dann zu Stelzhamer, leicht gereizt): Ja, sehr originell, bester Herr — sehr originell!

Stelzhamer
(immer in demselben behaglichen und naiven Ton): Gar nöt so originell, wie man glaubt, Durchlaucht! Mir hab'n das so im Blut! Bei uns dahoam giebt's a Sprüchl, dös hoaft:

Um kein'n Mensch'n niz schern,
Niwa Gott muoß mar ehern,
Was 'n Leuten recht zwida is,
Das thain ma gern!

So hab'n s' es bei uns g'halt'n, seit 's oan Junviertl gießt, und i glaub': dabei werd'n ma scho bleib'n:

Was 'n Leuten recht zwida is,
Das thain ma gern!

Der Fürst
(nach einer Pause peinlichen Stillschweigens; pikiert): Bitte, Frau Hofrätin! Sprech'n Sie sich aus.

Hofrätin
(sehr verlegen, begütigend): Mein Gott, Durchlaucht, es ist eben ein Versuch — weil ja doch Durchlaucht selbst gesagt hab'n, daß man auch in Wien wünscht —

Der Fürst
(der nach und nach langsam immer zorniger wird): Ah nein, liebe Schladig! (Er springt plötzlich auf und sagt noch am Tische): Ah nein! (Er geht um den Tisch auf der linken Seite der Bühne herum nach rechts vorne, wendet sich hier nach der ganzen Gesellschaft um, die aufgestanden ist, und sagt noch zorniger, indem er den Zeigefinger gegen die Gesellschaft erhebt): Ah nein!

Thanner

(hat sich erhoben, wie der Fürst aufgestanden ist, und sagt jetzt leise zu Stelzhamer): Da hast D' was Schön's ang'stellt! Um Gotteswill'n!

Stelzhamer

(erhebt sich jetzt langsam auch und blickt den Fürsten unbefangen an).

Der Fürst

(nach einer Pause, immer wütender, mit hoher Stimme, zu Stelzhamer, aber ohne ihn anzusehen, indem er ins Leere blickt): Sie! Wiss'n Sie! Merk'n Sie sich! (Macht zwei Schritte gegen Stelzhamer zu und wiederholt dann): Merk'n Sie sich: Ich werd' Ihnen was sag'n! (Nachdem er einen Moment vergeblich nach Worten gesucht hat, noch wütender): Ich werd's dann dem Hofrat sag'n! Der wird's Ihnen sag'n! Merk'n Sie sich das! So! (In demselben wütenden Ton schreiend): Frau Hofrätin!

Hofrätin

(tritt einen Schritt vor; ängstlich): Durchlaucht befehl'n?

Der Fürst

(immer noch mit derselben Wut, immer noch schreiend): la, was is denn überhaupt heut' mit unsrer Partie?

Fr. v. Semsch

(eilt zur Türe links und öffnet diese; man sieht im Zimmer nebenan einen Spieltisch hergerichtet).

Hofrätin

(erleichtert lächelnd; indem sie mit der rechten Hand auf die Türe links zeigt): Durchlaucht, es ist Alles bereit!

Der Fürst

(schon wieder besänftigt, indem er sich vergnügt die Hände reibt): No also, no also! Fangen w'r an! (Wichtig): Werd'n w'r sehn, liebe Schladung, ob mir der Major heut' wieder — (Indem er sich langsam zum

Sehen nach der Türe links wendet): Ein verflixter Schlanke, der Major! Habe neulich die halbe Nacht nicht schlaf'n können, weil er mir den Ding abgefangen hat — erinnern Sie sich? (Ist, von der Hofrätin begleitet, zur Türe links gegangen, bleibt hier stehen, wendet sich noch einmal nach der Stelle um, wo Stelzhamer steht, deutet kurz auf ihn und sagt vertraulich zur Hofrätin, in einem ganz ruhigen Ton): Wiss'n Sie, liebe Schladung: ja ganz intressanter Mensch, aber unreif! (Mit großem Nachdruck): Unreif! (Indem er in das Zimmer links tritt): Also fangen w'r an! (Man sieht, wie er sich im Zimmer nebenan an den Spieltisch setzt. Auf der Bühne ist es bei den letzten Worten dunkel geworden; jetzt Dämmerung. Das Zimmer nebenan ist erleuchtet.)

Stelzhamer

(mit einer leichten Handbewegung, überlegen lächelnd): Gehn S' nur hinein, Herr Hofrat!

Hofrat

(indem er hastig nach der Türe links eilt): Wir sehn uns dann noch, meine Herr'n! (Tritt hastig im Zimmer nebenan an den Spieltisch.)

Stelzhamer

(steht dem Hofrat lächelnd nach; indem er sich zu Thanner wendet): Is ah oan oarmer Teuf! — No, Fremderl? Hast koa Glück g'habt mit mir — mir scheint, mir scheint: i wiar' scho nót mehr hochdeutsch — muas schon a Bauer bleib'n! Ja, mei! (Zuckt lächelnd die Achseln und streckt dann beide Arme in die Höhe; stark, beinahe mit einem Aufschrei.)

Gott sei Lob und Gott sei Dank!

I bin frei, i bin frank! —

I bleib' schon a Bauer! (Indem er die Arme sinken läßt und sich zur Türe im Hintergrunde wendet; schnell, lebhaft, fast nervös): Kumm, Thanner! In's Freie, in d' Luft! Aufsi, Aufsi — kumm!

Büchertisch.

„Bessere Zeiten“. Volkswirtschaftliche Rettung Oesterreichs und Deutschlands. Die wirtschaftlichen Grundübel und Vorschläge zu ihrer Besserung. — Von Ing. D. Dittes. Linz a. D. 1926. Selbstverlag des Verfassers.

Die Broschüre ist vor kurzem in Linz a. D. im Selbstverlage des Verfassers erschienen. Eine kurze Besprechung dieses ganz unwissenschaftlichen und stark gegen manche Staatseinrichtungen wütenden Buches wäre nicht nötig, wenn nicht der Titel und Untertitel der Schrift zum Kauf und zur Lektüre reizten. Das Buch richtet mehr Schaden als Nutzen an. Zunächst hat der Verfasser einen sehr engen Horizont und scheint nur Oberösterreich und die Gemeinde Wien zu kennen. Die Vergleiche mit Deutschland sind ganz falsch, vielfach unlogisch und stehen in keinem inneren Zusammenhang. Dem Verfasser, der volkswirtschaftliche Einsicht bei den leitenden Staatsleuten vermisst, scheint sie selbst am meisten zu fehlen. Er übt an allen öffentlichen Einrichtungen grenzenlose Kritik, die in gewissen Fällen zweifelsohne nicht ungerechtfertigt ist, aber seine Vorschläge zur Beseitigung der Grundübel, so sehr sie dem Dummen und Nichtfachmann auch einleuchten mögen, sind beinahe utopisch zu nennen. Es lohnt sich gar nicht, hier auf Einzelheiten einzugehen, zumal der Verfasser oft in einem Tone schreibt, der im allgemeinen bei gebildeten Menschen nicht üblich ist. Der Verfasser hat sicher ganz gute Gedanken. Er vermag sie aber nicht im tieferen Zusammenhang zu sehen und bleibt deswegen an der Oberfläche.

Eine Lektüre dieses Büchleins ist wohl kaum zu empfehlen. Der Verfasser findet auch bei dem naheliegenden Stoff kein einziges Wort über den Anschluß. Dies allein zeigt schon, daß er den nötigen Ueberblick über die heutige Lage nicht besitzt. Interessant sind höchstens seine Vorschläge, wie man der österreichischen Landwirtschaft auf die Beine helfen könnte, wie überhaupt im ganzen der Verfasser stark landwirtschaftlich eingestellt zu sein scheint.

Gerhard Höper.

„Der Schauspieler“. Vom Wesen seiner Kunst. Von Dr. Alfred Möller, Graz. Verlag Braun in Karlsruhe, 1926.

Seit mehr als 150 Jahren beschäftigt sich die deutsche Literatur mit der Theorie der Schauspielkunst. Kunsthistoriker, Dichter, Dramaturgen, Schauspieler gingen auf dem trockenen Wege einer Kunst zu Leibe, die wie keine andere jedesmal aus dem lebendigen Augenblicke geboren wird. Eine Frage vor allem wurde immer wieder aufgeworfen und so oft widerspruchsvoll beantwortet, als aufgeworfen; die, ob der künstlerisch gestaltende Schauspieler in den Augenblicken seines Spiels empfinde? Es ist merkwürdig, daß die Gegner in dieser Streitfrage in all den Zeiten nicht darüber ins Klare kamen, daß die Frage in dieser allgemeinen Form irrtümlich aufgeworfen war. Es ist selbstverständlich, daß der schöpferische Schauspieler (nicht der bloß „denkende“) seiner Schöpfung einen Gehalt gibt, aber ebenso selbstverständlich, daß er die Rolle und ihr Geschick nicht als persönliches Sein und Schicksal empfindet. In jüngsten Tagen hat ein kluger und klarer Kopf mit einer einfachen Erklärung das Ei des